

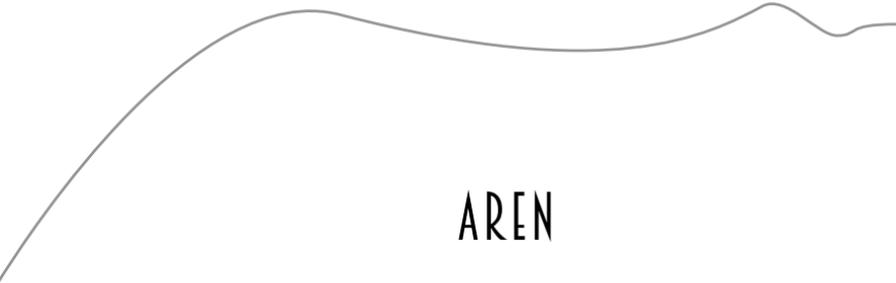


Leseprobe aus Drvenkar, Licht und Schatten, ISBN 978-3-407-75462-2

© 2019 Beltz & Gelberg in der Verlagsgruppe Beltz, Weinheim Basel

[http://www.beltz.de/de/nc/verlagsgruppe-beltz/gesamtprogramm.html?](http://www.beltz.de/de/nc/verlagsgruppe-beltz/gesamtprogramm.html?isbn=978-3-407-75462-2)

isbn=978-3-407-75462-2



AREN

Mein Name ist Aren und meine Geschichte ist deine Geschichte ist unsere Geschichte. Sie ist der ewige Kampf des Guten gegen das Böse. Du kennst diesen Kampf, du hast ihn am eigenen Leib erfahren. Die hellen und dunklen Tage – das Glück, das dich tanzen lässt, und den Schmerz, der dich in die Knie zwingt. Der ewige Kampf kennt keine Ruhe. Jahrtausend um Jahrtausend um Jahrtausend bewegt er sich durch die Zeit wie ein Schiff, das keinen Hafen findet. Der Kampf legt keine Atempause ein, er ist immer anwesend und erwischt dich in den unerwartetsten Momenten.

Es ist mein, es ist dein, es ist unser Kampf.

Ich habe die Dunkelheit studiert und weiß, wie das Böse denkt, wie es angreift und verwundet. Ich weiß, wonach es hungert, wonach es sich sehnt und welche Ausmaße sein Hass annehmen kann. Über die Jahre hinweg habe ich gelernt, mich zu schützen, und will dir die richtigen Waffen in die Hand legen, damit auch du dich schützen kannst. Ich rede aber nicht von Äxten oder Messern. Du wirst auch nicht zu Schwertern oder Kanonen greifen müssen. Die Waffen sind wir, jeder Einzelne von uns.

Du und ich.

Unsere Gedanken und unsere Ideen.

Unser Mut und unser Glaube aneinander.

Mehr ist nicht nötig.

Vielleicht noch ein wenig Glück dazu, aber das werden wir schon haben.

Sobald ich diese Geschichte beendet habe, wird es an meine Haustür klopfen. Ich werde sie öffnen und der Kampf zwischen Gut und Böse wird sein Ende finden. Vor meiner Tür wird kein Engel stehen, es wird auch kein Prophet sein, kein Zauberer oder Bote des Himmels. Es wird jemand sein, den du auf den nächsten Seiten näher kennenlernen wirst. Aus diesem Grund nimmt diese Geschichte ihren Anfang auch nicht im Jetzt. Sie beginnt vor langer Zeit mit der Geburt der ersten reinen Seele, die uns schon damals Frieden gebracht hätte, wäre ihr Dasein nicht so schnell im Keim erstickt worden.

Und die erste Geburt beginnt und endet mit dem Tod.

DAS MÄDCHEN, DAS GEBOREN WERDEN WOLLTE

Der Tod ist ein Habicht, der auf dem Wipfel einer Kiefer sitzt und wartet. Er ist nicht hungrig, er verspürt keine Kälte, und würde man ihn fragen, würde der Habicht zugeben, dass er kein Habicht ist. Der Tod ist immer ein Teil des Landes, der Menschen, Pflanzen und Tiere. Er zeigt sich in der Nacht und im Sonnenschein, er atmet unter Wasser und schläft im Fels.

Dabei nimmt er diese und jene Form an.

Ein Habicht zu sein gefällt ihm besonders gut.

Der Tod mag das graue Gefieder, und wie der Vogel unsichtbar wird, sobald er sich reglos auf einem Ast niederlässt, oder wie er den Kopf neigt, als würde er ahnen, was als Nächstes geschieht. Dann sind da die Kraft seiner Flügel, das starke Herz und der scharfe Schnabel.

Der Tod findet, er hätte keine bessere Wahl treffen können. Er schließt die Krallen fester um den Wipfel der Kiefer und hält sein Gleichgewicht, als eine Windböe durch den Wald fährt und den Stamm zum Schwanken bringt. Der Tod schaut über das Land und beobachtet das erwachende Dorf, dessen Häuser wie hingeworfene Kieselsteine in der schneebedeckten Talebene liegen.

Bald ist es so weit, denkt er und neigt seinen Kopf mit der Eleganz eines Habichts, der alle Zeit der Welt hat.

In den langen Tagen vor der Geburt des Kindes versteckte sich die Sonne hinter einem Gebirge aus Wolken, sodass nur ein fahles Licht herabschien, das die Erde kaum wärmte. Unter dem Schnee war der Boden hart wie Granit, und wann immer der nahe liegende Fluss sich in seinem Winterschlaf bewegte, krachte das Eis so laut, dass die Bewohner in Warrosch aus ihren Träumen gerissen wurden.

Es war die Zeit der Finsternis, es war die Zeit der Wolken.

Nur in den Nächten öffnete sich der Himmel wie ein schwerer Samtvorhang und ließ den Mond auf die gefrorene Landschaft hinabschauen. Man erzählte sich, wer in diesen Stunden nackt im Mondlicht badete, dem würden Klauen wachsen und Zähne, scharf wie Messer. Natürlich trafen sich die mutigsten Kinder heimlich am Ufer des Flusses und jagten einander im Mondschein, aber ihre Zähne blieben, wie sie waren, und sosehr sie ihre Hände drehten und wendeten, sie verwandelten sich nicht in Klauen.

Es gab auch Männer, die sich in der Nacht aus dem Dorf schlichen. Sie standen mit ausgebreiteten Armen auf dem Eis und hofften, dass der Mond ihnen die Kraft und die Schlauheit eines Wolfes verlieh. Sie hatten es dringend nötig. Das Dorf hungerte seit Anbeginn des Winters. Die Jäger waren wochenlang unterwegs und kamen mit leeren Händen zurück. Es war eine harte, bittere Zeit, in der man sich erzählte, die Götter seien der Menschen müde geworden und hätten die Sonne ausgeblasen. Seitdem lag ein Bann über dem Menschengeschlecht, und solange die Sonne nicht neu entzündet wurde, solange würde kein Neugeborenes seinen ersten Schrei tun.

Die schwangere Frau glaubte nicht an den Zauber des Mondes oder an zornige Götter. Sie glaubte an das Leben, deswegen lag sie in dem Zimmer über der Schmiede und heulte wie ein verwundetes Tier. Ein Stockwerk darunter saß die Hebamme und hätte sich am liebsten die Ohren zugehalten. Müde und beschämt starrte sie in das Kaminfeuer, um das sich der Mann der Frau kümmerte. Der Aberglaube in Warrosch war groß. Es wurde erzählt, sollte das Feuer ausgehen, würde auch die Flamme im Körper der Frau verlöschen. Also brachten die Bewohner beim ersten Licht des Tages geschlagenes Holz, das der Mann mit einem dankbaren Nicken entgegennahm. Er hielt das Feuer am Leben und starrte dabei auf seine Hände und fühlte sich hilflos, denn er konnte spüren, dass die Hebamme seine Frau längst aufgegeben hatte. Ihr Wissen half so wenig wie alle Kräuter und Salben der Welt. Sie hatte alles getan, was in ihren Kräften lag, doch es war nicht genug. Aus diesem Grund blickte sie beschämt in das Feuer und schwieg, während die Schreie der schwangeren Frau das Dorf erschütterten.

Vor acht Tagen hatten die ersten Wehen eingesetzt, und nach dem Brauch wurde am neunten Tag das Südfenster der Hütte geöffnet. Egal wie das Wetter war, ob es schneite oder stürmte, der neunte Tag gehörte Taluk dem Fuchs, der sich im Morgengrauen auf den Weg machte, um das Ungeborene zu holen, sollte es bis dahin nicht seinen ersten Schrei getan haben. Auch wenn es die Bewohner des Dorfes nie zugegeben hätten, so warteten sie sehnsüchtig darauf, dass der Fuchs das Leiden der Frau beendete. Sie wollten in diesen bitteren Zeiten das Lachen ihrer Kinder hören und nicht die Schmerzensschreie einer Gebärenden.

»Ich gehe zu ihr«, sagte der Mann.

Die Hebamme wollte widersprechen, es war allein ihre Aufgabe, sie hatte sich zu kümmern, doch sie nickte nur erleichtert und

flüsterte ein Gebet. Und so stieg der Mann mit schweren Beinen die Stufen nach oben und bereute es, dass sie in diesem abgelegenen Dorf gestrandet waren. Sie hätten auf die Schwestern seiner Frau hören und weiter nach Westen in eine der größeren Städte ziehen sollen. Aber seine Frau hatte den Kopf geschüttelt und gesagt, hier seien sie sicher, denn hier in der Einöde würde sie niemand vermuten.

Der Mann betrat das Zimmer und verspürte ein Ziehen im Herzen – die Liebe seines Lebens lag erschöpft auf dem Bett, und das Licht in ihren Augen erinnerte an die letzte Wärme, die von einem Feuer aufsteigt, bevor die Flammen in sich zusammensinken und sich der Dunkelheit ergeben. Die linke Hand der Frau strich über den geschwollenen Bauch und wob mit den Fingern ein Zeichen in die Luft. Der Mann kannte diese Geste, wie ihm auch die anderen Mudras vertraut waren, die seine Frau auf ihren Reisen gesammelt und niedergeschrieben hatte. Er wusste zwar nicht, welchen Namen dieses Mudra hatte, er wusste aber, dass es die Dunkelheit vertreiben und das Ungeborene schützen sollte. Für den Mann war es die traurigste Geste der Welt, denn es war nicht ihr erster Versuch, das Kind zu bekommen.

Es sollte ihr letzter sein.

»Ich vermisse dich«, sagte der Mann.

Die Frau schaute auf. Obwohl die letzten Tage der Schwangerschaft tiefe Furchen in ihr Gesicht gezeichnet hatten, lächelte sie, als würde die Anwesenheit ihres Mannes alles Leid von ihr nehmen. Ihre Hand kam auf dem Bauch zur Ruhe, mit der anderen Hand klopfte sie neben sich auf das Bett.

Der Mann setzte sich und strich ihr eine schweißfeuchte Haarsträhne aus der Stirn. Er sagte ihr, wie schön sie sei und wie sie in seinen Augen mit jedem Tag schöner wurde. Sie lächelte und fühlte sich alt und jung zugleich. Sie spürte, dass sie dabei war, sich von diesem Dasein zu verabschieden. Auch ihr Mann spürte das, und wie er sie so betrachtete, begriff er, dass nach ihrem

Tod eine lange Zeit der Einsamkeit folgen würde. Diese Erkenntnis erschütterte ihn bis ins Mark.

»Denk nicht daran«, sagte die Frau.

»Ich gebe mir Mühe«, sagte er.

Danach schwiegen sie und beobachteten einander wie zwei Wesen, die ohne Sprache sein können, dann stand der Mann auf und trat an das Fenster. Er zog den Vorhang auf, und das fahle Morgenlicht schien nur auf diesen Moment gewartet zu haben. Es schwappte über das Fensterbrett, ergoss sich lautlos über den Boden und füllte das Zimmer mit einem kalten, blauen Schein, der die Frau frieren ließ. Sie biss sich auf die Unterlippe und begann zu weinen. Sie brauchte keine Erklärung, der neunte Tag war angebrochen. Der Mann setzte sich wieder an ihre Seite und sprach beruhigend auf sie ein. Er sagte, sie habe ihr Bestes gegeben, er sagte, sie müsse nichts mehr tun.

»Aber unsere Tochter will ans Licht«, sprach seine Frau.

»Ich weiß«, sagte der Mann, »ich weiß.«

Und wie er das sagte, hörte die Frau seine Zweifel.

»Wenn nicht jetzt«, fügte der Mann schnell hinzu, »dann wird es das nächste Mal geschehen.«

»Und wie oft haben wir das jetzt schon gesagt?«, wollte die Frau wissen.

»Wir werden es so oft sagen, bis der Moment gekommen ist.«

Seine Worte sollten zuversichtlich klingen, sie taten es nicht, sondern rüttelten an der Verzweiflung der Frau. Noch nie war die Schwangerschaft so weit vorangeschritten, noch nie waren sie ihrem Ziel so nahe gewesen. Beide wussten, dass es kein Zurück mehr gab.

»Ich will das Kind aber *jetzt* haben«, sagte sie laut.

»Beruhige dich, wir---«

»Nein, ich beruhige mich nicht!«

Sie setzte sich auf und legte beide Hände um ihren Bauch, die Finger zeichneten ein neues Mudra auf die gespannte Haut. Es

war die Geste, die Kraft und Hoffnung spenden sollte. Der Mann wollte seine Hände über ihre legen, wagte es aber nicht, das Mudra zu stören.

»Wir haben lange genug gewartet«, sagte die Frau entschieden. »Wir haben lange genug gehofft und gesehnt. Unser Kind ist ungeduldig, verstehst du?«

Der Mann verstand, und weil er nicht wusste, was er sagen sollte, sagte er das Banalste, was ihm in den Kopf kam:

»Die Leute im Dorf denken, dass dir Taluk helfen kann. Sie sagen, sie beten für dich.«

Die Frau lächelte, ihr Mann ähnelte in Momenten wie diesen einem Kind, das auf Wunder hofft. Sie reichte ihm die Hand, er nahm sie dankbar in seine.

»Taluk ist ein Fuchs, der die Toten holt und mit ihnen am Flusslauf spielt«, sagte sie. »Lass die Leute reden, lass sie ihren Aberglauben haben. Unser Kind ist nicht tot. Es lebt.«

Sie wollte mehr sagen. Sie wollte sagen, dass ihre Flucht hier und jetzt ein Ende finden würde, aber sie verstummte, als sie sah, wie der Mann ihrem Blick auswich. Er wusste alles, er musste nicht mehr hören, es gab keinen Grund, ihn zu belehren. Sie war ungeduldig und diese Ungeduld machte sie zornig. Sie wollte nicht zornig sein, weil ihr Zorn das Kind verschrecken könnte. Also zog sie ihren Mann näher zu sich heran, küsste ihn und entschuldigte sich mit leisen Worten. Er legte seine Wange auf ihren Bauch, sie strich ihm über den Kopf und schaute zum Fenster. Und so warteten sie beide, dass Taluk der Fuchs aus dem Morgenrauen hervortrat und sich zeigte.

Es war der neunte Tag und der Vorhang war geöffnet.

Und dann kam der zehnte Tag.

Und dann der elfte.

Und Taluk der Fuchs ließ sich nicht blicken.

Die Dorfbewohner legten kein Holz mehr vor der Hütte ab, die Hebamme kehrte in den Nachbarort zurück und die Tage wurden kälter. Der Mann sammelte sein eigenes Holz und kümmerte sich um das Feuer. Er ließ seine Arbeit ruhen und kochte für seine Frau, er wusch ihren erschöpften Körper und verbrachte jede Minute an ihrer Seite. Ihr unerschütterlicher Wille machte ihn stolz. Seine Frau bot Taluk die Stirn, und als würde er das spüren, ließ sich der Fuchs nicht blicken.

Am zwölften Tag waren alle Gespräche in Warrosch wie ein müdes Kohlenfeuer zu einem Flüstern heruntergebrannt. Die Nerven lagen blank und niemand fand Schlaf. Eine nervöse Rastlosigkeit ließ die Bewohner sich in ihren Betten von einer Seite zur anderen wälzen.

Kein Kind wagte sich zum Spielen nach draußen und die Hunde schlichen mit eingezogenen Schwänzen um die Häuser und schnappten nach ihren eigenen Schatten. Sie alle spürten die Anwesenheit des Todes, die wie ein feiner Schneefall durch die Dächer der Häuser drang und mit Nadelspitzen auf die Bewohner einstach. Wenn sie sich auf der Straße begegneten, wagten sie nicht, einander in die Augen zu sehen. Sie sagten, bald wäre es so weit und der Tod würde auf Taluk dem Fuchs angeritten kommen. Sie lauschten dem Tapsen seiner Pfoten, denn wenn der Tod an deinem Haus vorbeiritt, musstest du den Blick senken, sonst wurde er auf dich aufmerksam und kratzte an deiner Tür.

Und der Habicht saß reglos im Wipfel der Kiefer und wartete.

Am Morgen des dreizehnten Tages war es so windstill, dass die Schneeflocken reglos in der Luft hingen und an reife Früchte erinnerten, die darauf warteten, gepflückt zu werden. Die Frau schlief den Schlaf der Erschöpften, ihr Mann lag neben ihr und

wachte über ihre Träume. Hin und wieder strich er über die Wölbung ihres Bauches, um die Wärme und die Kraft darunter zu spüren.

Als seine Frau erwachte, war ihr Blick klar und voller Zuversicht.

»Spürst du unsere Tochter?«, fragte sie.

»Ja«, antwortete der Mann und strich über ihren Bauch, »ich spüre sie, und ich weiß, sie will leben.«

Und wie er das sagte, seufzte die Frau erleichtert auf.

»Wir sind für immer«, sagte sie.

»Wir sind für immer und ewig«, versprach er.

Sie hielten sich an der Hand, sie waren für immer, sie waren für ewig.

Ein Schatten huschte am Fenster vorbei.

»Taluk der Fuchs kann uns nichts«, sagte die Frau und ihre Stimme war nur noch ein müdes Flüstern.

»Er hat es sich wohl anders überlegt«, sagte der Mann und lächelte.

Die Frau erwiderte sein Lächeln, atmete aus und starb.

Das Heulen des Mannes schnitt in die morgendliche Stille des Dorfes wie eine Axt in das Eis, wenn die Fischer zum Ende des Winters auf den Fluss traten, um das erste Loch zu schlagen. Das Heulen schreckte die Bewohner aus ihren Betten und ließ sie ihre Häuser verlassen. Barfuß standen sie im Schnee und ihre Blicke waren auf den Schornstein der Schmiede gerichtet, aus dem es zögerlich qualmte. Dann löste sich aus dem Rauch heraus ein Funkenregen und die Seele der Frau stieg in den Nachthimmel auf und drehte sich wie eine glitzernde Schwalbe, die ein letztes Mal das Morgenlicht auf ihren Flügeln einfangen will, ehe sie zwischen den Wolken verschwindet. Manche sagten, da sei ein Schatten gewesen und es sei der Schatten eines Habichts, der mit einem hohen Kreischen der Seele der Frau ge-

folgt war. Andere sagten, dass nur ein Teil der Seele aus dem Schornstein aufgestiegen sei, und so war es auch, denn der andere Teil blieb zurück und machte mit einem Gurren auf sich aufmerksam.

Auch der Mann hörte das Gurren und unterbrach sein Heulen.

Die Wolldecke auf dem Bett bewegte sich, und als der Mann sie zur Seite schlug, lag dort das Kind mit offenen Augen zwischen den Beinen der Frau und blickte zu seinem Vater auf. Es war noch ganz erschöpft von der Geburt und lehnte den Kopf müde an das Knie seiner Mutter, als wolle es noch einen Moment ausruhen, bevor das Leben begann.

»Da bist du ja endlich«, sagte der Vater leise und spürte, wie sein Körper vor Trauer und Freude schwach wurde. Er beugte sich über seine tote Frau und küsste sie zum Abschied. Wieder und wieder. Er flüsterte ihr ewige Liebe ins Ohr, ehe er sich dem Kind zuwandte und mit den Zähnen die Nabelschnur durchbiss. Vorsichtig nahm er das Neugeborene, öffnete sein Hemd und drückte sich das Kind an seine Brust, damit es warm und sicher gebettet war. Danach streckte er sich neben seiner Frau aus und zog die Wolldecke über seine Familie.

So wollte er für immer bleiben.

Der Name der Mutter war Yrma, der Name des Vaters Solomon, und ehe die Sonne an diesem Morgen neu entzündet werden konnte, war ein Kind zur Welt gekommen und sein Name sollte Vida sein.

Und genau da beginnt unsere Geschichte.

Es war ein eiskalter Wintertag im Jahre 1704.

DER WÄCHTER

In demselben Jahr, in dem Vida geboren wurde, war der Wächter so alt, dass die Zeit sich abwandte, sobald er ihren Weg kreuzte. Im Gegensatz zu Vida kam der Wächter nicht zur Welt. Er entwuchs aus der reinen Furcht heraus, und sein Dasein beruhte auf einer einzigen Bestimmung – Vida war sein Anfang und sein Ende. Ihre Geburt ersehnte er, ihren Tod wollte er. Und so wartete der Wächter, dass sie geboren wurde.

Und wartete.

Und wartete.

Und wartete.

Während seiner langen Existenz war der Wächter mehrmals um die Welt gewandert. Er sah Länder und Städte zerfallen, Kulturen verschwanden vor seinen Augen und neue Kulturen wuchsen empor. Die Erdachse verschob sich, die Ozeane stiegen über die Ufer, das Leben bäumte sich auf und versank, um sich erneut aufzubäumen. All das beobachtete er und sah es dennoch nicht, weil es ihn nicht berührte. Denn was einen nicht berührt, ist wie Schattentheater, bei dem alle Figuren verschwinden, sobald das

Licht verlöscht. Der Wächter ignorierte den Wandel der Zeit, weil er seiner Bestimmung folgen musste. Deswegen griff er nicht ein, deswegen war er niemandem eine Hilfe und fristete sein Dasein nur für sich allein. Der Wächter kannte keine Moral, keine Sehnsüchte und keine Gefühle. Er war gezwungen worden, sein vorheriges Leben abzulegen, und erst mit der Erfüllung seiner Aufgabe würde er eine neue Existenz erlangen. Bis dahin war alles, was er war, nacktes Leid. Und so wanderte er über die Kontinente und ertrug dieses Leid, weil es ihn eines Tages zu seinem Ziel führen würde. Dabei zeigte er sich niemandem und verbarg sich so gut, dass selbst die Göttin, die ihn erschaffen hatte, ihn nicht aufspüren konnte. Wo auch immer sich der Wächter niederließ, blieb er ein unauffälliger Gast. Betrat er dein Haus, machte er es zu seinem Haus – deine Tasse, deinen Tisch, dein Bett und dein Leben dazu.

Ein alter Mann bewohnte im Herzen eines Waldes eine Hütte, die er selbst erbaut hatte. Seit mehr als fünfzig Jahren wurde er das Gefühl nicht los, müde zu sein. Als wäre die Hütte ein Ort, der ihm die Kraft aussaugte. Als würde die Hütte ihm alle Gedanken rauben und seine Erinnerung blank zurücklassen. Er hätte sich nicht schlimmer täuschen können.

Immer wieder gab es Tage, an denen er sich wie er selbst fühlte. An diesen Tagen verspürte er eine unfassbare Leichtigkeit. Er trat vor die Hütte und genoss das Sonnenlicht auf seinem Gesicht. Er lief zum Bachlauf, wo er mit Tränen in den Augen auf einem der Steine saß, die Elritzen im Wasser beobachtete und die Luft tief in seine Lungen einsog, als hätte er seit Monaten nicht geatmet. Manchmal wurde aus diesen Tagen eine ganze Woche. Es waren die schönsten Zeiten seines Lebens, die er mit niemandem teilte, denn es war niemand an seiner Seite.

Mit neunzehn Jahren verließ er den Hof seiner Eltern und verschwand in den Tiefen des Waldes. Er konnte nicht erklären, was

ihn dazu trieb. Er baute sich eine Hütte mit Schlafraum und Küche, nach mehr verlangte ihm nicht. Im Sommer fischte er, im Winter legte er Fallen. Das ganze Jahr über schlug er Holz und verkaufte es an die umliegenden Höfe. Ansonsten sah er niemanden und bekam keinen Besuch. Und so wurde über die Jahrzehnte hinweg aus dem Jungen ein einsamer Mann und aus dem einsamen Mann ein alter Mann, der spurlos aus den Erinnerungen der Menschen verschwand. Er lebte sein Leben wie jemand, der die Einsamkeit liebt. Dabei wusste er nicht einmal, ob er die Einsamkeit liebte, er wusste nur, dass er nichts als die Einsamkeit besaß. Es ist immer leicht, etwas zu lieben, was einem keine Wahl lässt.

Hin und wieder erwischte sich der alte Mann, wie er in dem gesprungenen Spiegel neben der Haustür sein Gesicht betrachtete und sich wunderte, wie er nur so schnell gealtert war. Und hin und wieder saß er am Tisch und schnitzte aus Kirschholz eine Figur, und da konnte es geschehen, dass er inmitten der Bewegung erstarrte. Der Kopf sank ihm in den Nacken und er hörte auf zu atmen.

Wäre an solch einem Tag ein Wanderer durch den Wald spaziert und hätte zur Hütte geschaut, hätte er beobachten können, wie mit Anbruch der Dunkelheit eine Gestalt aus der Tür trat und sich reckte und streckte, ehe sie zwischen den Bäumen verschwand. Und wenn der Besucher noch ein wenig mutiger gewesen wäre, hätte er durch eines der Fenster schauen und den alten Mann sehen können, wie er am Tisch saß, Kopf im Nacken und die Augen an die Zimmerdecke gerichtet. Der alte Mann war in diesen Momenten so starr wie das Stück Holz in seiner Hand. Lange konnte er so sitzen, ohne sich zu rühren, länger, als es sich unsereiner vorstellen kann, dann durchlief plötzlich ein Zittern und Zucken seinen Körper, und er atmete zischend ein, senkte den Kopf und schnitzte weiter. Von da an erfüllte den alten Mann diese unfassbare Leichtigkeit, die so rar in seinem Leben

war. Er fühlte sich unbändig frei. Diese Freiheit hielt nie lange an, sie endete stets an dem Tag, an dem die Gestalt zurückkehrte und ihren Platz wieder einnahm, denn der alte Mann war seit einem halben Jahrhundert das Zuhause eines Wächters.

DAS MÄDCHEN, DAS GUT HÖRTE

I

An diesem Morgen saßen Vater und Tochter beim Frühstück, lange bevor die ersten Vögel erwachten. Sie aßen Hafergrütze mit gerösteten Nüssen und tranken dazu schwarzen Tee, der mit Tannenhonig gesüßt war und einen malzigen Beigeschmack hatte. Es war die Stunde, in der sich im Tal der Nebel vom Boden löste und dem neuen Tag beinahe schon sehnsüchtig entgegenstieg. Vida war vier Jahre alt und jeden Morgen weckte ihr Vater sie mit denselben Worten. Sie waren wie ein Seil, das er in den Schlaf seiner Tochter hineinwarf und an dem sie sich aus den Tiefen ihrer Träume herausziehen konnte. Es gab Nächte, da wurde Vida von furchterregenden Gestalten gejagt, und dann gab es Nächte, da krallte sich etwas in ihrem Nacken fest und sie konnte es nicht abschütteln. Die Worte ihres Vaters ließen sie wissen, dass die Welt noch immer die Welt war, in der sie keine Gefahren erwarteten. Und so sagte er jeden Morgen zu ihr:

»Jetzt bist du wach.«

Und dann war sie wach.

Solomon hatte zwei Kerzen auf den Tisch gestellt und in dem warmen Licht sah er aus wie Mitte dreißig, aber seine Augen er-

zählten eine andere Geschichte. Sie hatten eine beunruhigende Tiefe, in der sich viele Leben spiegelten, denn er hatte mehr von dieser Welt und ihrem Leiden gesehen, als ein einzelner Mensch sich vorstellen konnte.

Manchmal konnte es geschehen, dass Solomon seine Tochter aus den Augenwinkeln betrachtete und sich fragte, wie anders alles wäre, würde ihre Mutter noch leben. Ihn plagte die Unsicherheit, dass er ihr als Vater allein nicht genüge. Seine Tochter kannte viele Geschichten über Yrma, doch Geschichten waren kein Ersatz für eine lebende Mutter. Solomon fragte sich, was er ohne die Anwesenheit der Tanten machen würde. Sie gaben seiner Tochter eine Basis, selbst ihm halfen sie nach Yrmas Tod, aufrechter durch den Tag zu gehen.

An diesem Morgen hatte Vida ein ganz eigenes Funkeln in den Augen. Schon seit einer Weile überlegte sie, wie sie ihre Frage stellen sollte. Seit Tagen dachte sie über nichts anderes nach, wälzte die Frage hin und her. Dementsprechend war ihre Stirn in winzige Falten gelegt, die Solomon schon das vierte Mal mit dem Daumen glattstrich.

»Du willst nicht wie eine alte Dame aussehen«, sagte er.

Vida gab sich Mühe, doch die Falten kehrten nach einigen Sekunden wieder zurück.

»Was quält dich?«, fragte ihr Vater.

»Die Tanten sagen, die Lüge ist der größte Feind der Wahrheit. Stimmt das?«

Solomon zuckte mit den Schultern. Es waren die Schultern eines Mannes, der den ganzen Tag an der Esse steht und den Hammer schwingt. Seit Yrmas Tod tat er kaum etwas anderes, als sich um Vida zu kümmern und in der Schmiede zu arbeiten. Die Arbeit lenkte seine Gedanken ab und ließ keine Erinnerungen zu, sie hielt auch die Sorge um Vida im Zaum, die ihn Tag und Nacht begleitete. Heute aber war die Esse nicht eingeeizt, denn Vater und Tochter hatten vor, in den Wald zu gehen und

Pilze zu suchen. Die zwei Körbe standen schon bereit und die halbmondförmigen Messer waren gewetzt. Nach der Pilzsuche wollten sie bei den Tanten vorbeischaun, um ihre Ausbeute zu teilen und sich mit einem zweiten Frühstück belohnen zu lassen. Doch erst mal musste Solomon seiner Tochter eine vernünftige Antwort geben.

»Wenn die Tanten sagen, dass die Lüge der größte Feind der Wahrheit ist, dann wird das stimmen.«

»Wer ist dann der größte Freund der Wahrheit?«, wollte Vida wissen.

Solomon grinste.

»Das war eindeutig deine Mutter. Die Wahrheit war ihre naheste Freundin, die sie immer mit am Tisch sitzen hatte und ohne die sie sich ein Leben nicht vorstellen konnte.«

Vida sah auf die Bank neben sich und stellte sich vor, wie ihre Mutter der Wahrheit einen Tee reichte und fragte, ob sie gut geschlafen habe. Sie hatte sogar den Klang ihrer Stimme im Ohr. Ohne ihre Mutter jemals gehört zu haben, wusste Vida, wie ihr Lachen klang und wie sie den Kopf schräg legte, wenn sie etwas nicht verstand, oder die Nase rümpfte, sobald ihr etwas missfiel. Solomon hatte Vida selbst die kleinsten Details beschrieben – wie ihre Mutter geschlafen hatte und wie sie erwacht war oder wie sie vor Enttäuschung den Mund fest zukneifen konnte, sodass nur ein weißer Strich zurückblieb. Vida hatte also ein sehr gutes Bild von ihrer Mutter, sie hatte aber kein Bild von der Wahrheit.

»Wie sieht die Wahrheit aus?«, fragte sie.

»Lass mich nachdenken.«

Solomon strich eine Strähne hinter Vidas Ohr. Er tat, als müsse er nachdenken. Er dachte nicht nach, er erinnerte sich.

»Die Wahrheit hat langes Haar«, sagte er nach einer Pause.

»Wie Mama?«

»Genau wie deine Mutter.«

»Und ist ihr Haar auch dunkelbraun?«

»Nein, schau aus dem Fenster.«

Vida schaute raus. Das erste Licht schob sich durch die Wolken.

»Es ist golden wie der Sonnenaufgang«, sagte sie.

»Richtig.«

»Oh.«

»Und die Wahrheit ist außerdem kleiner als deine Mutter.«

»Wie klein?«

»Größer als du, kleiner als ich.«

Vida sprang auf und streckte die Hand in die Luft.

»So?«

»Etwas größer.«

Vida stellte sich auf die Zehenspitzen und reckte sich, soweit es ging.

»So?«

»Ja, genau so.«

Vida merkte sich die Höhe. Nachdem sie sich wieder gesetzt hatte, nahm sie den Becher in beide Hände und überlegte. Dabei wanderte ihre Zunge über die Innenseite ihrer linken Wange. Solomon musste wegsehen. Seine Tochter erinnerte ihn in Momenten wie diesen so sehr an seine Frau, dass es ihn zu Tränen rührte. Er starrte in seinen Becher, in dem nur noch ein Bodensatz zu sehen war.

»Wo steckt die Wahrheit jetzt?«, fragte Vida.

»Niemand weiß das. Mal ist sie hier, mal ist sie da.«

»Ist die Wahrheit traurig?«

Solomon schaute auf.

»Wieso sollte sie traurig sein?«

»Weil Mama gestorben ist.«

Ihr Vater nickte, er suchte die richtigen Worte, er fand sie nicht in der leeren Tasse. Also goss er sich Tee nach.

»Du hast recht«, sagte er schließlich. »Die Wahrheit ist in die Welt hinausgewandert, weil sie traurig war, dass deine Mutter gestorben ist.«

»Ach, deswegen kenne ich sie nicht.«

»Richtig, deswegen kennst du sie nicht. Es war vor deiner Zeit.«

»Was war noch vor meiner Zeit?«

»Eine Menge. Die Welt hat sich zum Beispiel auf deine Geburt vorbereitet.«

Vida verdrehte die Augen.

»Papa, das ist doch ein Märchen.«

»Jedes Märchen entspringt einer Wahrheit«, gab Solomon zu bedenken. »Frag die Wahrheit, sie wird es dir bestätigen.«

Vida grinste, ihr gefiel der Gedanke – Teil eines Märchens zu sein, Teil der Wahrheit zu sein.

»Und wo ist die Wahrheit jetzt?«, fragte sie.

»Ich sagte doch, niemand weiß es.«

»Wirklich niemand?«

Solomon sah das ungeduldige Blitzen im Blick seiner Tochter. Die Augen hatte sie von ihm geerbt, der Rest kam von ihrer Mutter – insbesondere die Neugierde, die Energie und das unstillbare Verlangen, alles zu verstehen. Er wusste, dass sie ihren Tanten dieselben Fragen längst schon gestellt hatte. Wenn seine Tochter etwas wissen wollte, war sie unermüdlich. Deswegen fügte er hinzu:

»So manch einer hat sich auf die Suche nach der Wahrheit gemacht, doch niemand hat sie gefunden.«

»Wie schade.«

»Ja, es ist sehr schade.«

Solomon stand auf und begann den Tisch abzudecken.

»Unsere Zeit könnte ein wenig mehr Wahrheit vertragen«, sagte er zum Abschluss und konnte nicht wissen, was für eine Tür er mit diesen letzten Worten aufstieß.

Seine Tochter runzelte kurz die Stirn, dann fasste sie einen Entschluss – sie hatte nicht vor, die Wahrheit einfach nur aufzuspüren. Nein, Vida wollte sie mit nach Hause bringen und zu

ihrer nächsten Freundin machen. Sie wollte mit ihr am Tisch sitzen, ihr Tee anbieten und ihr Haar ausbürsten. Vielleicht würde die Wahrheit auch ein wenig von ihrer Mutter erzählen.

Unter Freunden war ja alles möglich.

Unsere Zeit könnte ein wenig mehr Wahrheit vertragen, wiederholte Vida in ihrem Kopf die Worte ihres Vaters und machte sich mit vier Jahren auf die Suche nach der nächsten Freundin ihrer Mutter.

2

In den folgenden zwei Jahren erkundete Vida die Gegend um Warrosch herum, streifte durch den Wald oder verschwand in den Tiefen des Tals. Sie schlich durch die Maisfelder, ohne eines der Blätter zu berühren, und lief mit den Schafen um die Wette, als wäre sie eine von ihnen. Manchmal folgte sie dem Flusslauf und beobachtete die Libellen, wie sie über dem Wasser tänzelten und sie auf ihrer Wanderung zu begleiten schienen. Nichts und niemand konnte sie aufhalten. Sie fühlte sich unverwundbar. Wurde sie von einem Gewitter erwischt, hockte sie sich unter einen Felsvorsprung oder kroch zwischen die dichten Äste einer Tanne, die sie dann wie Flügel um sich herum schloss. Manchmal schlief sie bei den Tanten im Haus, manchmal bei den Pferden im Stall, doch ihr liebster Platz war die Küche im Haus ihres Vaters, dorthin kehrte sie immer zurück, denn dort wurde sie immer erwartet.

Solomon ahnte nichts von Vidas Suche nach der Wahrheit. Er ließ seiner Tochter freie Hand, denn so hätte es sich Yrma gewünscht. Keine Fesseln, keine Grenzen, reines Vertrauen. Dennoch befahl Solomon eine leichte Unruhe, wenn er am Morgen Vidas Bett leer vorfand. Er trat dann vor die Schmiede und blickte sich um, er grüßte die Nachbarn und tat, als würde er nicht nach seiner Tochter Ausschau halten, ehe er mit einem Seufzer in das Haus zurückkehrte, um den Tisch für das Frühstück zu decken.

Vida verpasste kein einziges Frühstück, und immer berichtete sie atemlos, wo sie gewesen war.

Kurz vor ihrem siebten Lebensjahr verschwand Vida spurlos. Sie blieb zwei Nächte lang unauffindbar, ehe Solomon sie in einer Schneehütte am gegenüberliegenden Flussufer entdeckte und

an den Füßen rauszog. Vida hatte die Zeit vergessen, sie war durchgefroren, aber sehr glücklich.

»Ich habe es gesehen«, sagte sie bibbernd, während Solomon sie in seinen Mantel gewickelt über die Brücke nach Hause trug. »Ich habe gesehen, wie das Wasser zu Eis wird. Papa, ich habe es wirklich gesehen!«

»Du hättest da draußen erfrieren können.«

»Ich friere doch nie.«

»Und wieso klappern deine Zähne aufeinander?«

Vida drückte sich an ihren Vater.

»Der Winter passt doch auf mich auf.«

»Wer hat dir das gesagt?«

»Der Wind.«

»Der Wind redet eine Menge Blödsinn.«

»Nicht so laut«, warnte Vida, »sonst hört dich der Wind.«

Aber der Wind hatte den Schmied längst gehört und rüttelte an der Brücke, sodass Vater und Tochter beinahe ihr Gleichgewicht verloren.

»Der Wind und der Winter sind Cousins und alte Saufkumpagne«, sprach Solomon ungerührt weiter. »Sobald der Herbst vorbei ist, ziehen die beiden über das Land und schlagen Türen ein, lassen die Hühner auf den Stangen erfrieren und lärmern die Nacht durch, als würde es keinen Morgen geben. Und dann lachen sie, dass es in den Bergen donnert. Sie lachen, bis ihnen die Tränen aus den Augen schießen. Und weißt du, was dann passiert?«

Vida schüttelte den Kopf.

»Unten steht Großmütterchen und fängt die Tränen auf.«

»Warum macht sie das?«

»Weil sie eine kluge Geschäftsfrau ist. Sie füllt die Tränen in Flaschen ab und stellt sie in ein Erdloch hinter ihrem Haus. Und wenn der Frühling kommt, holt sie die Flaschen wieder heraus und die Tränen schmecken dann scharf und sehen aus wie klares

Wasser. Aber es sind keine Tränen mehr, sie haben sich in reinsten Wodka verwandelt. Und was glaubst du, an wen Mütterchen die Flaschen verkauft, sobald die Bäume ihre Blätter verlieren?»

»An den Winter?»

»Richtig, an den Winter und seinen Saufkumpan, den Wind.«

»Und alles beginnt von vorne?»

»Und alles beginnt von vorne.«

Vidas Magen knurrte laut.

»Was hast du die letzten Tage über gegessen?«, fragte Solomon.

»Fisch.«

»Fisch?! Wo hast du bei dem Wetter Fisch gefunden?»

Vida schaute über die Schulter ihres Vaters zur Brücke zurück und erzählte, dass sie den Großteil der Zeit damit verbracht hatte, unten am Ufer zu sitzen und abzuwarten, dass sich der Fluss mit Eis überzog. Dabei hatte sie eine Stelle entdeckt, an der sich ein Fischschwarm unter den flachen Steinen versteckt hatte. Sie fing einen der Fische mit ihren bloßen Händen und aß ihn roh.

Ihr Vater schüttelte verwundert den Kopf.

»Ein Fisch für zwei Tage?! Du musst ausgehungert sein.«

»Ein wenig«, gab Vida zu und hielt Solomon ihre Hände vor die Augen.

Ihre Fingerspitzen waren leuchtend rot.

»Kurz bevor sich das Eis schloss, habe ich es berührt«, erzählte sie. »Und es war, als würde ich über die Haut des Flusses streicheln. Erst wurde das Wasser trübe, dann knackte und knarrte es und wurde weiß und fest, als hätte es sich in Marmor verwandelt.«

»Du weißt, wie Marmor aussieht?»

»Nein, aber Tante Eka hat ihn mir beschrieben. Du hättest dabei sein müssen, Papa, es hätte dir gefallen. Was glaubst du, was die Fische denken, wenn das Wasser zu Eis wird? Ich bin mir

sicher, sie tauchen auf und stoßen dagegen und wundern sich, ob das Marmor ist oder nicht.«

Vida kicherte, ihre Fantasie war nicht zu bremsen. Manchmal überschlugen sich ihre Worte, weil ein Gedanke den nächsten jagte, und manchmal vergaß sie völlig, dass ihr Vater zuhörte, und verschwand in einem Selbstgespräch.

Solomon drückte seine Tochter fester an sich, als könne sie sich aus seinen Arme lösen und davonfliegen. Sobald er ihre Begeisterung erlebte, verflogen seine Sorgen und ihren Platz nahmen Stolz und Liebe ein. Solomon war kein Mann, der Strafen verteilte oder unter dessen Blick sich ein Kind duckte. Er war ein Vater, der wusste, dass seine Tochter ihren eigenen Willen besaß, den niemand brechen konnte und der dem Willen ihrer Mutter sehr ähnelte.

Und furchtlos war Vida dazu auch noch.

Sie fürchtete nicht die Dunkelheit oder wilde Tiere. Sie fürchtete keine Räuber oder Nachtmahre. Jedes Erdloch wurde erforscht, jeder Hügel bestiegen und keine Baumkrone war vor ihr sicher. Dabei kam sie nicht immer glimpflich davon.

In dem darauffolgenden Sommer kehrte Vida eines Tages vollkommen zerstoichen in das Dorf zurück. Sie hielt in der linken Hand ein Stück honigtriefende Wabe. Auf die Entfernung hin dachte Solomon erst, seine Tochter hätte Blumen im Haar, als sie aber näher kam, erkannte er die toten Bienen, die sich in ihren langen Strähnen verfangen hatten.

»Siehst du überhaupt noch was?«, fragte er.

»Ich seh noch sehr gut«, sagte Vida und lief an der Schmiede vorbei.

Solomon holte sie ein. Die Augen seiner Tochter waren bis auf einen winzigen Spalt zugeschwollen und die Nase erinnerte an eine blühende Kartoffel. Solomon trug Vida in die Schmiede und kühlte ihr Gesicht mit Wasser, doch als er ihr eine aufgeschnit-

tene Zwiebel auf die Stiche drücken wollte, protestierte Vida und wollte zu ihren Tanten.

»Zwiebeln helfen«, sagte Solomon.

»Die Tanten helfen besser«, sagte Vida.

Solomon legte die Zwiebel beiseite.

»Du weißt, sie werden dich auslachen«, gab er zu bedenken.

»Niemand lacht über mich«, widersprach ihm Vida und rutschte vom Stuhl, um ihrem Vater zu zeigen, dass ihre Augen zwar angeschwollen waren, sie aber dennoch bestens sehen konnte. Solomon fing sie ab, bevor sie gegen den Herd laufen konnte.

»So werden wir nicht weit kommen«, sagte er und nahm seine Tochter auf den Rücken, ehe er den Bergpfad zum Haus der Tanten hinaufstieg. Den ganzen Weg über reckte Vida ihre Hand in die Luft, in der sie die Honigwabe wie eine Trophäe hielt.

Den drei Tanten war überhaupt nicht nach Lachen zumute. Sie erkannten ihre entstellte Nichte kaum wieder und waren besorgt, dass sie ihr Augenlicht verlieren könnte. Sie bestrichen die achtzig Stiche mit einer Salbe aus Nelkenöl und Arnika, danach klaubten sie die toten Bienen aus ihrem Haar, während Vida von dem Honig naschte und erklärte, was sie wolle, das wolle sie und da könne ihr keine Biene was.

Tante Asha zweifelte das sehr an.

»Bist du dir sicher, dass dir keine Biene was kann?«, fragte sie.

»Ganz sicher«, sagte Vida und leckte sich die klebrigen Lippen.

Da hielt ihr Tanta Asha einen Spiegel vor das Gesicht. Ein langer Moment verging, in dem sich Vida in der Spiegelung wiederzuerkennen versuchte, dann jammerte sie los, dass sie für immer hässlich sein würde. Tanta Riva tätschelte ihr tröstend den Kopf. Tante Eka unterdrückte ein Lachen.

»Das war nicht nett«, sagte Solomon.

»Wir müssen nicht nett zu ihr sein«, erwiderte Tante Asha darauf. »Deine Tochter muss lernen, dass alles seinen Preis hat. Selbst der Honig.«